Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 32 (1950)
Heft: 25

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 23. Juni 1950 | Erscheint jeden Freitag | 32. Jahrgang Nr. 25

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Die arme Schweizerin

El. St. Da gegenwärtig die Diskussion um das Bürgerrecht der an einen Ausländer verheirateten Schweizerin auf vollen Touren läuft, werden alle Befürworter einer Aenderung der geltenden Regelung mit Vergnügen das im Nebelspalter erschienene Bild, dessen Klichee uns vom «Echo» der Neuen Helvetischen Gesellschaft freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist, betrachten.

Aus dem Nebelspalter

In der in Nr. 23 unseres Blattes angekündigten Schrift von Frau Dr. Tina Peter-Rüetschi legt die Verfasserin klar und für jeden verständlich das ganze Problem dar. In ihren Forderungen allerdings, wo sie sich auf ein Optionsrecht beschränkt, steht sie im Gegensatz zu den meisten unserer Frauenorganisationen und vieler Frauen- und Männerkreise, welche eine klipp und klare Regelung der Frage wünschen.

Ein neuerlich bekannt gewordener Fall, wo eine mit einem Franzosen verheiratete Schweizerin bei Einreichung der Scheidungsforderung plötzlich entdeckt, dass sie staatenlos ist, weil sie bei ihrer 1938 erfolgten Verheiratung nicht darauf aufmerksam gemacht worden ist, dass sie für die französische Staatszugehörigkeit optieren müsse, nachdem sie die schweizerische, durch ihr Verbrechen einen Ausländer zu heiraten, sowieso verloren hatte, beweist, wie richtig die Forderung einer ganzen Lösung ist.

Für uns Schweizerfrauen wäre es — rein vom psychologischen Gesichtspunkt aus — über das Tatsächliche hinaus so etwas wie ein grosses staatliches Erlebnis, wenn uns einmal eine wirklich notwendige, seit Jahrzehnten umkämpfte Forderung nun ohne allzulange Chärerei voll und ganz gewährt würde. Bis jetzt erhielten wir ja jeden politischen Fortschritt immer nur so by and by, so pardon! — gewissermassen Mokkalöffel und Kaffeelöffel — ganz selten Esslöffel — voll zugeteilt. Hier wo es nicht um die Verleihung und Anwendung politischer Rechte geht, sondern um eine gerechtere und menschlichere Behandlung von Gliedern unseres Volkes — sollte man hoffen dürfen, dass die Einsicht der massgebenden Instanzen Schritt halte mit den aus bittersten Erfahrungen der Frauen und ihrer Familien herausgewachsenen Forderung.

Wenn uns immer wieder — so auch im bundesrätlichen Entwurf — die Einheit der Familie als Grund der bestehenden Ungleichheit und Ungerechtigkeit vorgehalten wird, so muss man sich doch fragen, ob alle diese Sätzchen, (auch auf das Stimmrecht der Frau angewandt) nicht regelrecht lächerlich wirken in einem Land, das trotz der bestehenden Ordnung für die Frau, die allermeisten Ehescheidungen aufzuweisen hat?

Die Güte, das Glück, der Bestand einer Ehe liegen in viel tieferen Ursachen als denjenigen der rechtlichen und politischen Stellung der Frau. Sie liegen in der Wesensart, im Charakter der Ehepartner — und diese liegen ausserhalb jeder gesetzlichen Regelung. Was aber innerhalb einer solchen liegt, das sind die materiellen Bedingungen unter welchen eine Schweizerin zu leben hat, und mit ihr oft ihre Familie, wenn sie, nur deshalb, weil die Liebe sie über unsere Landesgrenze hinausgeführt hat, von unseren Konsulaten und Gesandtschaften draussen nicht mehr als Schweizerin betreut und beschützt werden darf, und bei ihrer Heimkehr ins Land als Ausländerin behandelt wird.

Die dicke Thusnelda dagegen auf unserem Bild und die oft wahrzunehmende ausländische Arroganz mit der sie sich öfters breit macht — sie — ja sie ist dann vom ersten Tag an eine 100 prozentige Schweizerin und bleibt es auch im Falle von Ehescheidung und bei unsympathischem Verhalten. Wie oft diese günstige Situation missbräuchlich ausgenützt wird, das weiss jedermann.

Es ist nun sehr zu hoffen, dass die für die Frage eingesetzte Expertenkommission, in der 5 Frauen Sitz und Stimme haben, sich für eine ganze, grosszügige Regelung dieser Frage entschliessen kann. Wenigstens auf dem Gebiete unserer Nationalität, unserer Landeszugehörigkeit als Frau dasselbe Recht zu haben wie der männliche Schweizer es hat, das scheint uns wirklich keine Forderung, die nicht erfüllt werden könnte.

Liest man die letzten Mitteilungen des Bundesgerichts (B. N.) über zwei solche Fälle, so muss man sich sagen, dass viel Verdruss, Sorge, Aufregung, Zeitverlust und Geldaufwand für Prozesse und Gerichtskosten den «Expatriierten» erspart bleiben könnte, wenn das Gesetz die Frau wenigstens in dieser Frage gleich behandeln wollte wie den Mann.

Aphorismen

Unsere Unfähigkeit, etwas anderes ausser uns zu erkennen, als was wir selbst in uns haben, diktiert unsern Mitmenschen gewissermassen die Funktion von Spiegeln zu: in ihnen erblicken wir unsere Fehler, unsere Vorzüge. Sich dessen stets bewusst sein, ist der erste Schritt zur Selbsterkenntnis.

Hofberger

Notvorräte — Warum?

El. St. Nachdem der Bundesrat schon anfangs Mai den ersten Vorstoss in bezug auf Anlegung von Notvorräten gemacht hat, ist nun vor einigen Tagen eine diesbezügliche Verordnung herausgekommen, welche in der öffentlichen Meinung und Diskussion allerlei Ueberlegungen — positiver und negativer Natur — ausgelöst hat.

Um unseren Hausfrauen und Familienvorständen Gelegenheit zu geben, sich von kompetenter Seite über diese wichtige Frage orientieren zu lassen, hat die Frauenzentrale Zürich für den 19. Juni Herrn Dr. h. c. Muggli zu einem Vortrag im Schwurgerichtssaal gewinnen können, der nach einer kurzen Einführung durch die Präsidentin, Frau Dr. F. Haemmerli-Schindler sofort tief in die Kernfragen des Problems hineingriff. Nachdem die Anfang Mai erfolgte Aufforderung des Bundesrates zur Anlegung von Notvorräten trotz einer dadurch wieder erschütterten Hoffnung auf eine friedliche Zukunft relativ ruhig aufgenommen worden ist, entfesselte die im Juni erfolgte Verordnung lebhafte Diskussionen und sehr zwiespältige Ansichten, weshalb eine in breiteste Kreise zu tragende Aufklärung nötig ist.

Die erste Frage nach der Notwendigkeit dieser Massnahme muss unbedingt bejaht werden. Die Vorsorge ist eine typisch schweizerische Eigenschaft und liegt in der bei uns stark verbreiteten Mentalität der möglichst grossen Sicherung unserer Lebensumstände. Auf dem Lande kennt man diese Vorsorge, das Vorräte-halten noch heute, den Städtern ist sie weitgehend abhanden gekommen, z. T. durch Platzmangel, schlechten Kellern und der Verlockung allzureich ausgestatteter Läden (und dem Vergnügen vieler Frauen am Kommissionen machen! Die Red.). Schon 1939 baute man im Bundesrat auf dieser Tradition auf, indem man sie erweitert und vertieft hat.

Dieses Bedürfnis nach Sicherung und die Tradition der Vorrätehaltung ist nun aber in der Schweiz nichts Zufälliges; es ergab sich und wird sich in alle Zeiten immer wieder aus unserer geographischen Lage ergeben und aus unseren Bodenverhältnissen. Wir haben keinen freien Zugang zu den Meeren, eine Abschliessung aller Zufuhren ist für uns bei jeder politischen Verwicklung die erste drohende Gefahr, eine Abschliessung, ein Kurzschluss, wie er für die anderen Länder nicht besteht, weshalb diese Mühe haben, unsere vorsichtige Vorsorge ganz zu verstehen. — Eine Gefährdung liegt für uns aber nicht lediglich in einem Krieg, auch durch grosse Streiks, politische Unruhen im Ausland können unsere Zufuhren durch Bahnen, Strassen, Flüsse, illusorisch werden, wobei für uns Nahrungs- und Futtermittel, Eisen, Kohlen, Rohstoffe aller Art abgesperrt würden. Ueber 50 Prozent der für uns notwendigen Kalorien stammen aus dem Ausland, 50 000 Eisenbahnwagen an Futtermitteln (d. h. für uns umgewertet Milch, Butter, Käse, Fleisch, Eier usw.) müssen eingeführt werden, was so viel heisst für uns wie Lebensmittel, von denen auch ein Grossteil direkt aus dem Ausland stammt. An Zucker z. B. produziert die Schweiz 7 Prozent des Eigenbedarfs; Reis, Kaffee, Thee und vieles andere kommt alles aus dem Ausland, und zwar zum Teil auf sehr langen Transportwegen aus allen Erdteilen, was auch wieder eine Vermehrung der Unsicherheit bedeutet.

Die Schweiz ist ein übervölkertes Land, heute zählen wir 12 Prozent Einwohner mehr als 1939. Das heisst, dass 1939 auf eine Person 1 Kilo Nahrungsmittel kam, und jetzt knapp 900,0! Aus unserem eigenen Boden können nur ca. zwei Millionen Menschen ernährt werden, und 4½ Millionen haben Hunger! Amerika im Gegensatz muss nur 150 Millionen ernähren und hätte Möglichkeiten, für deren 500 Millionen. All dies ergibt die für uns entscheidende Tatsache, dass wir weitgehend vom Ausland abhängig sind.

Die Weltlage

spielt in den Verordnungen der Regierung eine entscheidende Rolle. Der Frieden ist nicht gesichert, und trotz der an vielen Stellen der Weltpolitik erreichten Fortschritte (Schuman-Plan, Uno, Europarat, Atlantikpakt usw.) und weitergehenden Anstrengungen zur Sicherung des Friedens, besteht in der ganzen Welt Unsicherheit. Jeder Staat schreckt vor dem Krieg zurück, und alles wird versucht, den Frieden zu sichern, die Spannungen zu lösen.

Aber trotz dieser erfreulichen Versuche ist die Welt in zwei Mächtegruppen aufgeteilt: wir stehen in einer «drôle de paix» oder eben im «Kalten Krieg».

Unsere Bundesräte, Petitpierre und Kobelt, haben vor kurzer Zeit die Lage dahin formuliert, dass weder Anzeichen auf einen baldigen Krieg — noch einen baldigen Frieden da seien, und eine latente Gefahr dem Bundesrat die Pflicht auferlege, das Schweizervolk auf alles vorzubereiten. Dies bedeute nicht Furcht, sondern sei lediglich Vorsicht und ein Bereit-sein für alle Fälle in der Hoffnung, dass sich die Massnahmen als überflüssig erweisen. «Régner c'est prévoir».

So bedeutet die Verordnung, Vorräte anzulegen, keineswegs eine Verschlechterung der Lage, sondern eine Vorsorge in einer wohl spannungsreichen Zeit, aber momentan eher ruhigen Epoche, wobei durch ein noch nicht zu starkes Absinken der Konjunktur die Mittel zu der Anschaffung der vorgesehenen Vorräte im Haushalt noch weitgehend vorhanden sein dürften. Unsere Neutralität zwingt uns in kritischen Zeiten zum Alleinstehen, weshalb sie militärisch und wirtschaftlich verteidigt werden muss — tun wir das, so beweisen wir un-

Die Pfingstbraut

An jenem Pfingstmorgen war die Grossmutter nicht wie sonst. Etwas Besonderes bewegte sie, als sie am frühen Morgen mit der grossen, angerosteten Gartenschere aus der Türe trat. Sie schritt zwischen den Rabatten hindurch, lang, schmal, sehnig, noch immer von straffer Gestalt, das durchfurchte Gesicht ganz zusammengedrängt und wie von innerer Freude erhellt. Eine grosse Bewegung in diesem stillen Antlitz machte mir ihre Züge fremd. —

«Willst einen Pfingstmayen schneiden, Grossmutter?»

«Ja, ja, heute schon», sagte sie mit merkwürdiger Stimme.

«Aber du sagst doch immer, dass man am Pfingsttag die weissen Blumen nicht abschneiden dürfe, sonst weine der Garten ...» —

«Heute weint der Garten nicht, Trautli, heute lacht er, ich will einen Brautmayen machen.»

«Einen Brautmayen? Wo ist denn die Braut?,» entfuhr es mir. Ich war ganz übernommen.

Grossmutter hatte einen starken, ergreifenden Ausdruck im Gesicht. Ein wehmütiges Lächeln umspielte den eingesunkenen Mund, und ihre Augen sahen in weite, unbegrenzte Fernen. Seit sie abseits vom grossen Arbeitsleben im Stöckli wohnte, hatten ihre Augen oft diesen Ausdruck. — Ich begriff das noch nicht, wusste nicht, dass, seit die gewaltige Bürde ihrer Lebensarbeit von ihren Schultern genommen war, sie viel Zeit zum Nachdenken — auch viel Heimweh — hatte. Besonders seit der jüngste Sohn sie verlassen.

Aber was hatte die Grossmutter gesagt? Einen Brautmayen? Ja für wen denn? Ein Schauder von Ungeduld schüttelte mich.

«Wer hat eine Braut? Wann kommt sie? Woher? Die alte Frau lächelte ob meinem Gezappel.

«Wirst schon sehen, Kleines! Gelt, wenn dein Gwunderväsi das jetzt wüsste ...!» Aber schon wieder schattete der Ernst ihr liebes Gesicht.

«Denk, Götti Jakob bringt sie uns heute, die liebe Braut ...» Es zuckte in Grossmutters Gesicht.

Sie stand noch so warm im Leben. Und doch zahlte sie heute diesem Leben den letzten Tribut. Gab ihren jüngsten und liebsten Sohn vom Herzen ...

Nun hatte sie das rätselhafte Entgleiten aller irdischen Dinge erlebt, bis auf diese letzte. Heute erlebte sie auch das: der Sohn brachte eine Braut.

Grossmutter stand in ihrer stillen Würde wie entrückt und las mit der runzligen Hand eine Raupe vom Rosenstock. Ich aber stürzte aus allen Himmeln.

Götti Jakob! War das möglich, der sollte eine Braut haben? Und mir nichts davon verraten haben? Götti Jakob war doch kein Bräutigam, das war mein Spielkamerad, der mit mir durch Haus und Garten tollte, der tausend Nichtsnutzigkeiten, die ich begangen, hütete, damit weder Vater noch Mutter im Haus, noch Grossmutter im Stöckli davon wussten. —

Eine Braut! Das Wort klang feierlich und erhaben. Das Wort schloss ein Geheimnis ein, an dem ich nicht teilhaben durfte. Etwas Neues, Fremdes nahm mir den Kameraden. Das Neue war für mich dunkel und traurig ... So schien mir.

Grossmutter deutete meine Nachdenklichkeit anders:

«Ja, Kind, du brauchst deswegen das Köpflein nicht hängen zu lassen, Götti Jakobs Braut ist ein gutes und liebes Mädchen. Wirst sehen!»

Ich aber blieb verstimmt, lief neben der Grossmutter her und sah verloren zu, wie sie Blumen schnitt.

Sie nahm nur die allerschönsten, die schweren, schimmernden Dolden der Pfingstnägeli, die so süss und betörend in die frühsommerlichen Nächte dufteten.

Pfingstnägeli zu einem Strauss zu pflücken, wäre als Frevel geahndet worden. Die alte, seltene Blume, eine schneeweisse, winterharte Levkoyenart, die man heute in keinem Garten mehr findet, galt als Heiligtum. Wer zu Pfingsten einen blühenden Strauch davon im Garten hatte, war gefeit gegen Hagelschlag und Misswuchs.

In Grossmutters altmodischem, ländlichem Garten gab es viel Geheimnisvolles. Der Garten war sinnfälliger Ausdruck für ihre Eigenart. Sie hegte ihn in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und er vergalt ihre Liebe. Zwischen dunkelgrünen Buchsbaumfassungen war um Pfingsten herum alles in Duft und Farben getaucht. Ein Strom von Schönheit ergoss sich in die abgegrenzten, kleinen Bezirke. Von diesem Garten ging Licht aus, Glut, Glanz, Freude! Ein Wandern und Schwelen von Düften. Er lag in Sonne und Licht gebettet, in Duft und Welle des Windes.

Früh am Tag, wenn der Morgenwind über das blühende Meer der Friesli strich, wenn Syringenbüsche sich in seinem Rhythmus wiegten, wenn Licht und Schatten über den Blumen leise wechselten, war der Garten ein Gedicht. Der Duft der Blumen und Gräser quoll durch die offenen Fenster. In den langen Rabatten blühten schneeweisse Gottenhemmeli und rosenrote Frauenschühlein, blaue Rittersporn und blutrote Gartenbürstli. Es blühte, blühte scheinbar wahllos, und war doch alles in Farbe und Form so wohl aufeinander abgestimmt.

Zwischen lila und weissen Fliederbüschen, die ihre Dolden über das grüne Bänklein hingen, breiteten sich die mächtigen Büsche der Pfingstrosen, die ihre roten, fleischigen Blumenblätter nach einer Regennacht auf die weissbekiesten Wege fallen liessen.

Das war schön, wie die roten Becherlein vom Winde aufgehoben und davongetragen wurden!

Unter der Blutbuche aber wob ein durchsichtiges Helldunkel und die Sonnenstrahlen fielen gedämpft durchs junge Laub auf die weissen Wege. Mit langsamen, schönen Bewegungen ging die Grossmutter zwischen Stauden und Gebüsch einher und wählte andächtig die Blumen zu dem geheimnisvollen Strauss.

«Grossmutter, du nimmst ja nur weiss», rief ich ihr zu und streckte ihr eine wundervolle erblühte Pfingstrose dar.

«Nimm die auch, die macht sich gar schön in dem Strauss.»

«Nein, Kind, einer Braut gibt man nur weisse Blumen, die allein bringen ihr Glück!»

Nun gingen wir ins Stöckli. In der eichengetäferten Stube mit den hellen Kirschbaummöbeln sah

Kirschenzeit

Schweizerfrauen zu Stadt und Land —

Denkt daran, wie froh und dankbar wir alle während des Krieges über unsere grossen Kirschenernten gewesen sind!

Denkt daran, wie viel grosse, teure, mühsame und oft lebensgefährliche Arbeit für unsere Bauern in der Besorgung, Gewinnung und Verpakkung dieser herrlichen Frucht liegt.

Denkt daran, dass es schwarzer Undank gegen unsere Kirschenzüchter und eine kurzsichtige Verkennung eines wirtschaftlich wichtigen Produktes ist, wenn wir in der Kirschenzeit fremdes Obst geniessen und — weil wir sonst wieder genug zu essen haben — zu bequem sind, Kirschen einzumachen.

Im Namen vieler Stadtfrauen
Das Schweizerische Frauenblatt

seren Willen zur dauernden, absoluten Neutralität. Der Bundesrat hat die Folgerungen schon längst gezogen: Militärbudget, wirtschaftliche Verteidigung, Pflichtlager u. a. vorsorgliche Massnahmen — und zwar seit Jahren.

Zur Frage warum Notvorräte?, welche auch dem Ausland sichtbar werden und es offenbar unsympathisch berühren, ist erstens zu sagen, dass der Bundesrat aus diesem Grund so lange gezögert hat mit seiner Verordnung, da er stets auf eine Verbesserung der politischen Atmosphäre hoffte. Die leider fortdauernde Spannung ergab die Notwendigkeit, den Schritt zu tun. Die Haushaltungsvorräte haben gegenüber noch grösseren zentralisierten Lagern viele Vorteile.

1. Sie sind im ganzen Land, in der gesamten Bevölkerung verstreut und sofort greifbar.

2. Die Vorräte in vielen Tausenden von Betrieben und Haushaltungen strecken die Landesvorräte um mindestens zwei Monate.

3. Kleine Vorratshaltungen können besser kontrolliert und ständig wieder ersetzt werden, da verschiedene Nahrungsmittel keine sehr lange Lagerfähigkeit aufweisen, was in Riesenlagern leicht zu grossen Verlusten führen würde.

4. Die private Vorratshaltung ist billiger, die Grosslagerung würde den Bund bei weniger Zweckmässigkeit Unsummen kosten. Zum Beispiel kostesten im Rayon Kraft und Treibstoffe die zusätzlichen Lagerräume ohne Ware 70 Millionen Franken!

5. Die im Besitz der Familie vorhandenen Vorräte wirken beruhigend und können Eingriffe des Staates verhindern.

6. Jeder muss sich klar sein, dass, wenn im Ernährungssektor kriegswirtschaftliche Massnahmen ergriffen werden müssen, unbedingt eine zweimonatige sofortige Sperre für den Bezug von Lebensmitteln verfügt werden müsste, um Zeit für die Durchführung der nötigen Massnahmen zu gewinnen, ohne dass die noch vorhandenen Vorräte sämtlich in die Hände gewissenloser Hamsterer und Egoisten fallen würden.

Die Vertrauensfrage

Die kriegswirtschaftlichen Massnahmen und die Durchführung der Rationierung im letzten Weltkrieg haben in unserem Volk ein solides Kapital an Vertrauen geschaffen. Dieses Vertrauen muss die Grundlage zwischen Volk und Behörden sein, es muss auf die Bereitschaft der Behörden zählen können; wenn dieses Vertrauen nicht erfüllt würde, so könnte ein Zusammenbruch des Vertrauens erfolgen, der weit über den Sektor Ernährung hinausgehen und unabsehbare Folgen haben würde. Vorsorge im Haushalt wirkt bei Spannungen entlastend, weil die Bevölkerung fühlt, dass sie selber vorgesorgt, ihren Teil beigetragen hat. Zusätzliche Bundeslager können die Hausvorräte niemals ersetzen, praktisch und psychologisch nicht.

Dass die Massnahmen des Bundes im In- und Ausland auch negative Kommentare gefunden haben, gehört eigentlich so mit dazu. Wenn die Russen von schweizerischer Kriegshysterie schwatzen, so tönt das ungefähr aus der gleichen Tonart wie die Behauptung schweizerischer Kritiker, welche behaupten, der Bund wolle damit nur seine alten Lager leeren (im Zeitpunkt, wo grössere Lager nötig werden!! Der Bundesrat hat seine eigenen Lager verdoppelt und den Haltern von Pflichtlagern und den Importeuren vermehrte Quoten für ihre Lager verfügt.)

Mit einem Dank für die Hilfe an die bei der Abklärung vieler Fragen beteiligten Frauenorganisationen betont Dr. Muggli die Notwendigkeit, die Aufgabe aus der Praxis zu lösen. Die Vorräte sind dauernd zu halten und ständig zu ersetzen durch die grösstmögliche Zahl von Haushaltungen bei möglichster Konzentration auf die wichtigsten Positionen: Oele, Fett, Reis, Mais, Hülsenfrüchte, Zukker, Hafer usw. Die Auswahl steht jedem frei, nur sollen die unter eine eventuelle Bezugssperre fallenden Artikel bekannt gegeben werden, ebenso die Dauer der Sperre von zwei Monaten. Bis im September sollten die Vorräte angelegt sein.

Das Volkswirtschaftsdepartement betrachtet die Hausvorräte als reine Vorsorge, und nicht als alarmierende Kassandrarufe; als eine Sicherung für den schlimmsten Fall, der will's Gott, nie eintreffen möge. Immerhin dürfen wir nicht bei dieser Sache stehen bleiben und über der materiellen Vorsorge die viel grössere Pflicht der Mitarbeit für den Frieden vergessen.

So wie durch die Bewahrung vor dem Krieg uns die Pflicht zur Hilfe erstand, so ruft uns nun die Pflicht zur Mitarbeit für die Schaffung einer neuen Ordnung unter den Menschen. Unordnung und Unfreiheit liegt in uns selbst in unserer Auflehnung gegen den Schöpfer — der Mensch will nicht mehr sein Geschöpf sein und gerät dadurch in die Unordnung. Einzig in der Unterwerfung unter Gottes Willen und seine Zucht liegt die Quelle einer neuen Menschheit und eines neuen Friedens.

Mit diesen schönen Worten schloss Dr. Muggli seinen Vortrag, durch den er gewiss viele der zahlreichen Anwesenden von der Richtigkeit der bundesrätlichen Verordnung überzeugt hat, und welche Frau Haemmerli noch dahin erweiterte, dass alle diejenigen, die es können, doch derer gedenken möchten, für die ein Notvorrat eine Sorge, ja oft eine Unmöglichkeit sei. Der Bundespräsident hat neulich gesagt, «dass jede Schweizerfrau ihren Notvorrat im Hause haben müsste, wie jeder Schweizer sein Gewehr». Damit das möglich sei, müssen wir eingedenk sein — im Sinne von Frau Haemmerlis Anruf —, dass nichts ein Volk stärker, ruhiger, sicherer machen kann, als wenn jeder gewillt ist, nach Kräften «des andern Last zu tragen».

Aufruf an die Schweizerfrauen

Was uns Frauen im Kleinen, das ist unsern Behörden im Grossen anvertraut, die Versorgung unserer Familien und unseres Landes mit den notwendigen Lebensgütern.

Das Schweizervolk ist für seine hinreichende Ernährung weitgehend auf ausländische Lebensmittel angewiesen. Wie die Erfahrungen uns aber gezeigt haben, können aus verschiedensten Gründen die Einfuhren plötzlich unterbrochen werden. Die Folge davon wäre die vorübergehende Verkaufssperre wichtiger Lebensmittel. Aus diesem Grunde mahnen uns die Behörden, einen bestimmten Vorrat an Zucker, Fett und Getreideprodukten anzulegen. Für die minderbemittelte Bevölkerung wird vorgesorgt, ähnlich wie dies in früheren Jahren der Fall gewesen ist. Nachbarliche Hilfe von Familie zu Familie wird aber trotzdem wünschenswert sein dort, wo aus räumlichen oder finanziellen Gründen die Anlegung eines Lebensmittelvorrates erschwert ist.

Wir sind überzeugt, dass eine solche Vorsorge im Interesse jeder einzelnen Familie und des ganzen Landes liegt. Dankbar und verantwortungsbewusst wollen wir Frauen daher die wohlüberlegte Mahnung unserer Landesbehörde befolgen.

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Schweiz. Katholischer Frauenbund

«Mesdames faites vos confitures . . .»

Das gelbe Europa — Plakat des Schweizerischen Frauenstimmrechtsverbandes hat da und dort Reaktionen hervorgerufen in unserem Lande. Die Hauptreaktion ist vermutlich die entrüstete Feststellung, dass das schweizerische Stimmrecht punkto «Qualität» sich doch nicht mit ausländischen politischen Rechten vergleichen lasse! Dies lässt uns merken, wie wenig im Publikum gedacht wird, wie viele es gibt, die nicht begreifen, dass die politische Stellung von Bürger und Bürgerin in den verschiedenen Ländern verglichen wird und keineswegs der Wert der politischen Rechte an verschiedenen Orten.

Es sind aber noch andere Reaktionen anzutreffen, die nur allzu deutlich die Denkweise des Schweizermannes kennzeichnen. So haben in Lausanne Gegner des Frauenstimmrechts beim Bahnhof gut sichtbar folgende Inschrift angebracht: «Mesdames, faites vos confitures et laissez la politique!» Die alte Angst des Mannes, es könnte ihm am Ende etwas von seiner Bequemlichkeit abgehen, wenn die Frau Interessen ausserhalb des Haushaltes pflegt, hat sich darin Luft gemacht. Man stelle sich vor, wenn einer zur Abwechslung einmal nicht hausgemachte Konfitüre essen müsste!

In diesem Zusammenhang ist mir auch jener achte Schweizer, über den sich vor einiger Zeit im «Frauenblatt» ein Mann vernehmen liess, in den Sinn gekommen: er verteidigte den Schweizer, der sich eine ausländische Frau nimmt, weil diese geistig beweglicher sei. Die meisten Mitbürger, die ihre Frau aus dem Ausland holen, heiraten aber eine Köchin oder Hausangestellte, — das scheint mir eher in der Linie des Konfitürenkochens zu liegen als auf Freude an geistiger Aufgeschlossenheit hinzudeuten.

Wir werden noch viel aufklärende Arbeit leisten müssen, bis all die vielen Irrtümer und hartgesottenen Vorurteile aus den Köpfen unserer Mitbürger heraus sein werden. Aber nid na lah gwinnt!

Annebäbi.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt

hat am 7. Juni in Wädenswil ihre jährliche Generalversammlung unter dem Präsidium von Frl. Dr. E. Nägeli abgehalten. Auf das freundlichste von ihren in Wädenswil selber und der Umgebung wohnenden Genossenschafterinnen und Abonnentinnen empfangen, wickelten sich die statutarischen Geschäfte um den blumengeschmückten Tisch in rascher Folge reibungslos ab.

Jahresbericht und -Rechnung fanden die Genehmigung der Versammlung, ebenso die Vorschläge des Vorstandes, durch welche als neue Mitglieder Fräulein Dr. Ida Somazzi, Bern, und Frau Wiazmitinow-Wehrli, Basel, gewählt wurden. Frau Wiazmitinow-Wehrli, die s. Z. erfolgreich im Zentralvorstand des Verbandes für Frauenstimmrecht, als geborene Aargauerin mit unseren Verhältnissen wohlvertraut, erfolgreich gearbeitet hat, wird nun die baslerischen Interessen vertreten, während wir in Frl. Dr. Somazzi, die wir unseren Leserinnen nicht extra vorzustellen brauchen, nun eine Vertreterin von Format der internationalen Arbeit zu unseren engsten Mitarbeitern zählen dürfen.

Frau El. Studer scheidet auf ihren Vorschlag aus dem Vorstand aus, dem sie seit der Geburt der Genossenschaft angehört hat, um einen Platz für eine weitere wertvolle Mitarbeiterin freizumachen, da sie ja dem Blatt auch so mit Leib und Seele verbunden bleibt, und sie es korrekter findet, als Redaktorin nicht dem Vorstand anzugehören.

Erfreulich war es zu hören, dass die Entwicklung unseres Blattes nach der finanziellen und geistigen Seite hin Fortschritte aufweist, die sich in einem zunehmenden Abonnentenkreis bemerkbar machen.

Nach der erledigten Traktandenliste, gestärkt durch einen von lebhaften Privatgesprächen umsummten Tee, sprach Frau Vischer-Alioth eingehend über die Notwendigkeit einer eigenen Frauenpresse, wie auch derjenigen einer grösseren Durchdringung der Tagespresse mit den Ansichten, Wünschen, Stellungnahmen der Frauenwelt. Sie zählte alle die grossen politischen und sozialen Probleme auf, welche uns Frauen ebenso stark, oft noch stärker, als den Mann berühren, und zu denen uns zu äussern unsere Pflicht ist.

Ein neues Berichtsjahr hat begonnen, möge es unter dem Segen schöner Zusammenarbeit stehen, und das Schweizer Frauenblatt wachsen und gedeihen lassen, nicht nur an Alter, Inhalt und Verstand, sondern auch an Frauen und Vereinen, die es als Abonnentinnen und Gönnerinnen zu tragen gewillt sind, denn das hat es nötig.

Politisches und anderes

Mühsame Europapolitik

Vor wenigen Wochen erregte der wirtschaftlich kühne Plan des französischen Aussenministers Schuman, der eine Zusammenfassung der Kohlen- und Stahlindustrie der Länder Westeuropas (Deutschland, Frankreich, England, Belgien, Luxemburg) vorsieht, grosses Aufsehen. Eine in Form und Inhalt sehr brüske Absage vonseiten der englischen Labourpartei (von der sich die Labourregierung nachträglich distanzierte) lässt erkennen, mit welchen grossen Schwierigkeiten eine solche aufbauende Neuorientierung grossen Stiles, eine Uebertragung europäischen Schaffens auf industrielles Gebiet zu kämpfen hat.

Westdeutschland im Europa-Rat

Der westdeutsche Bundestag hat mit 220 gegen 152 Stimmen beschlossen, der Einladung zum Beitritt in den Europa-Rat Folge zu leisten. Bundeskanzler Adenauer vertrat diese Zusammenarbeit mit den westlich orientierten europäischen Staaten überzeugend, die Kommunisten versuchten mit Radauszenen dagegen zu arbeiten; die Katholische Zentrumspartei stimmte dagegen und auch die Sozialisten, die allerdings betonten, dass ihnen dies nicht als Sympathiebeweis für den Osten ausgelegt werden möge.

Aus der Bundesversammlung

Im Nationalrat gab die Behandlung des Bundesratsberichtes über wirtschaftliche Massnahmen gegenüber dem Ausland, sowie ein umfassender Bericht des Bundesrates an die Räte über Massnahmen zur Arbeitsbeschaffung und über den Verlauf der Konjunktur Anlass zu mehreren Interpellationen in Wirtschaftsfragen. Bundesrat Rubattel wird darauf antworten.

Um das Frauenstimmrecht

soll ebenfalls in dieser Session noch diskutiert werden müssen, denn bei Anlass der Behandlung einer Vorlage über Erhöhung der Vertretungszahlen bei den Nationalratswahlen hat Nationalrat P. von Roten (Wallis, kk.) einen Antrag eingereicht. Er schlägt vor, es solle Artikel 72 der Bundesverfassung über die Wahl des Nationalrates durch den Abschnitt ergänzt werden: «Für die Nationalratswahlen sind die Frauen wählbar und stimmberechtigt.»

Altleute-Wohnungen statt Altersheime

Für Zürich liegt ein Projekt vor, das in einer Siedelung mit sieben Baublöcken 127 Einzimmerwohnungen vorsieht. Jede dieser Kleinwohnungen soll Wohnküche und Stube enthalten. Bäder, Wäscherei und Glätterei sollen zentralisiert werden; Wohnungen für Hauswart und Hauspflegerin sind vorgesehen. Der Betrieb und die Betreuung der Mieter sollen durch das Personal einer zu gründenden Stiftung «Wohnungsfürsorge für betagte Einwohner» übernommen werden. Die Mietzinse sollen niedrig gehalten werden, was zur Voraussetzung hat, dass sich die Stadt Zürich mit 1,7 Millionen Franken an dem auf 2,6 Millionen budgetierten Projekt zu beteiligen hätte.

Katherine Bruce Glacier †

In Earby, England, starb hochbetagt K. Bruce Glacier, die, zusammen mit ihrem Gatten und Keir Hardie Gründerin der englischen Labourpartei gewesen ist. Während 50 Jahren ist sie eine treibende Kraft in der englischen Arbeiterbewegung gewesen.

Grete Trapp †

In Zürich ist Grete Trapp, die jahrzehntelang eine vielbeachtete Modeberichterstatterin war, 73 Jahre alt, gestorben. Ihr ausserordentlich grosses Interesse für Gestaltung der Mode führte sie dazu, aus Liebhaberei eine Sammlung alter, für irgend einen Modestil charakteristischer Kleider anzulegen. Sie hat diese originelle Sammlung, die geeignet ist, Grundstock eines Modemuseums zu werden, der Stadt Zürich übergeben.

Auf ihrer Reise

durch europäische Grosstädte hat Schwester Elisabeth Kenny auch Zürich und Genf besucht. Sister Kenny hat eine Methode zur Heilung der Folgen der Kinderlähmung in ihrer australischen Heimat entwickelt und dank ihrer Erfolge auch grossen Anklang für ihre Methoden in den Vereinigten Staaten gefunden. Sie versucht nun, auch in Europa die Bildung von «medical centres» vorzubereiten, die ihre Methode verbreiten sollen.

E. B.

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

Um im Sommer nicht schlaff zu werden ... Ovomaltine-kalt ... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wander A. G., Bern

es festlich aus. Der alte, eingelegte Schrank spiegelte sich herrlich im Schmuck seiner Intarsien, die in Würfel und Kreuz, in Figuren und Kreislein, von Hand eingelegt, das Holz durchzogen.

Die Sonne warf zarte Helle durch die weissen Mullvorhänge.

Die alte Messingkaffeekanne auf ihrem Dreibein und die blaugeblümten Tassen standen schon auf dem schneeweissen Tischtuch, um dem jungen Paar den Willkommenstrunk zu kredenzen.

«Grossmutter, aber heute nimmst du die Meissener aus dem Glasschrank, gelt?» — Wie oft hatte ich gebettelt, die alte Schale, ein Brautgeschenk der Grossmutter, mit Blumen füllen zu dürfen. Sie erlaubte es nie und hütete die Schale wie ihren Augapfel.

Aber diesmal ging sie wortlos zum Schrank, griff die Vase heraus, füllte sie mit Wasser und setzte sie behutsam vor mich hin auf den Tisch.

«Da, Kind, jetzt darfst du der Braut den Willkommenmayen einstellen.»

Das war zu viel Glück für mich. Mit zitternden Händen begann ich mein Werk. —

Es wurde ein wunderbarer Strauss, aber er stand in seiner schneeigen Weisse fremd und unirdisch vor mir, und nur das zartgliedrige Rokokofräulein mit dem purpurnen Röcklein brachte Leben in das weisse Blütenwunder.

Plötzlich vernahm man den Hufschlag eines Pferdes, das Anhalten eines Fuhrwerkes, ein Gewirr von Stimmen und fröhliches Lachen.

«Jetzt sind sie da», rief die Grossmutter in jugendlicher Behendigkeit und war schon draussen. Ich schlich mich ihr nach, drückte mich aber an der Türe ein wenig in die Ecke, denn ich wollte mir die Braut, die so unverhofft in unser Haus geschneit kam, gründlich besehen . . .

Ja, war das Götti Jakob, der da so strahlend froh und heiter dem Ross das Leitseil aufknüpfte und es mit der Hand auf den glänzenden Leib tätschelte?

Neben ihm stand ein blondes Mädchen in der Bernertracht. Ich sah aber nur den Kranz schwerer Flechten um den Kopf und die schmale Gestalt im samtenen Mieder, denn sie wandte mir den Rücken.

Gottlieb, unser alter Knecht, kam angelaufen, nahm Pferd und Fuhrwerk und führte beides zum Haus.

«So komm jetzt», sagte Götti Jakob, fasste das schöne Mädchen an der Hand und führte es der Grossmutter entgegen.

«Da, Mutter, bringe ich dir mein liebes Pfingströseli», lachte er glückselig und legte die junge Mädchenhand auf den Arm der alten Frau. —

Grossmutter sah lange und stumm in die Augen der Braut. Endlich sagte sie:

«Der lieb' Gott segne deinen Eingang in unser Haus!» Sie strich ihr mit der welken Hand leise über's Haar.

Die Fremde sah mit grossen, klaren Augen in ihr Gesicht und sagte:

«Es freut mich, dass ich zu Euch kommen darf, ich habe schon lange keine Mutter mehr . . .»

Zaghaft kam die junge Hand der alten entgegen und beide legten sich in festem Druck zusammen.

Es gab eine bewegte Stille, bis Götti Jakob sich räusperte und fragte:

«Aber wo ist denn unser Wildfang?» Seine Augen suchten mich ringsum und blieben schliesslich an der angelehnten Türe haften, hinter welcher ich zuweilen hervorspähte. Jetzt musste ich wohl oder übel mein Versteck verlassen. Mein Herz begann rasend zu klopfen. Steif und ledern schob ich mich hervor und blieb wie angewurzelt stehen.

Da war Götti Jakob schon bei mir. Wir sahen uns an. Blick fiel in Blick. Ich sah nur eines: Mein Freund hatte ein ganz neues Gesicht, neue Augen, mit einem seltsamen Glanz darin. — So hatte Götti Jakob nie ausgesehen, wenn wir durch Haus und Wiese tollten. Dieses Besondere, das in seinem Gesicht lag, machte ihn mir fremd. —

Daran war wohl die neue Braut schuld. Wieder wollten Trotz und Traurigkeit in mir aufsteigen. Da winkte Götti Jakob seinem Mädchen und sagte:

«Komm Röseli, schau, das ist mein Kobold und kleiner Kamerad . . .»

Da junge Mädchen trat auf mich zu und fasste mich an der Hand:

«So, so? Hoffentlich darf ich dann an dieser Freundschaft auch ein wenig teilhaben, gelt Trautli?» Halb versöhnt drückte ich mich mit dem Besuch in Grossmutters Stube. Vater und Mutter vom Haus herüber, die neue Verwandte zu grüssen, und bald war die ganze Gesellschaft um Grossmutters Kaffeetisch versammelt.

Götti Jakob hatte mich wieder vergessen. Er sass wie ein König oben am Tisch und hatte nur Augen für sein Mädchen . . . Und der schöne, schöne Strauss, der da vor dem Brautpaar auf dem Tisch stand . . . und duftete . . .? Sahen sie nichts davon? Wussten sie nicht, dass Grossmutter das halbe Gärtlein geplündert, um damit die Braut zu grüssen? . . . Grosmutter tat mir auf einmal so herzlich leid, ungeheuerlich leid, dass ich hätte weinen, zu ihr hinfliegen, mich recht warm an sie schmiegen mögen. Ich empfand es für sie als schwere Beleidigung, dass niemand von dem Strauss etwas sagte . . .

Mein Blick flog tastend, in unauffälliger Neugier zu ihr hinüber. Sie sass still da und niemandem fiel ihre Schweigsamkeit auf.

Mein Spürsinn aber glaubte zu wissen, dass sie etwas Kränkendes erfahren hatte. Plötzlich jedoch nahm Rösli ihre glücksatten Augen vom Gesicht ihres Verlobten und heftete sie auf den Strauss:

«Was für einen herrlichen Mayen habt Ihr aber

Epidemien und Sanitätsgesetzgebung im 19. Jahrhundert

Von Prof. Dr. W. Bickel*

Von den Massnahmen der öffentlichen Gesundheitspflege im 19. Jahrhundert ist als erste die Einführung der Schutzpockenimpfung zu behandeln. Nach dem Erlöschen der Pest standen unter den übrigen epidemisch auftretenden Krankheiten die Pocken zweifellos an erster Stelle. Man hat die Zahl der jährlichen Pockentodesfälle in der Schweiz im 18. Jahrhundert auf 5000 geschätzt, was nicht unwahrscheinlich ist. Nach Tissot traten die Pocken alle vier bis sechs Jahre am selben Orte auf. Von hundert Personen blieben ihm zufolge während des ganzen Lebens höchstens vier bis fünf verschont, und von den Erkrankten, meist Kindern (Kindsblattern!), starb durchschnittlich jeder siebente. Schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts war übrigens die Variolation, d. h. die künstliche Einimpfung echter Pocken bekannt und auch in der Schweiz verbreitet. Die Krankheit nahm dann meist einen verhältnismässig harmlosen Verlauf, doch war das Verfahren unsicher und vor allem teuer, so dass sich nur die wohlhabenderen Kreise seiner bedienen konnten. Daniel Bernoulli hat den Ergebnissen dieser Einpfropfung der echten Pocken eine besondere Studie gewidmet.

1798 entdeckte Jenner, dass die Einimpfung der ungefährlichen Kuhpocken denselben Schutz verleihe wie die Variolation. Das Verfahren breitete sich rasch in ganz Europa aus. Schon 1801 regt Rengger seine Einführung in der Schweiz an; innert weniger Jahre richteten auch fast alle Kantone öffentliche Impfungen ein, was zunächst zu einer starken Abnahme der Pockenmortalität führte und verschiedene Kantone dazu veranlasste, zum Impfzwang überzugehen. Bald jedoch verschlechterten sich die Ergebnisse, teils wegen mangelhafter Durchführung der Impfung, teils weil die durch Impfung verliehene Immunität keine lebenslängliche ist — was damals noch nicht bekannt war. 1824 bis 1825 kam es zu einer neuen grossen Pockenepidemie; ganz pockenfrei war in der Folge kaum ein Jahr. Der teilweise Misserfolg der Impfung führte zu dem noch heute nicht erloschenen Streit zwischen Impffreunden und Impfgegnern, in dem Ströme von Tinte vergossen wurden. 1882 erreichten die Impfgegner die Verwerfung des den Impfzwang vorsehenden ersten schweizerischen Epidemiegesetzes, was dann auch zur Aufhebung des Impfzwanges in den deutschschweizerischen Kantonen führte, während die Welschen diesen beibehielten.

Das Bundesgesetz über Massnahmen gegen gemeingefährliche Epidemien vom 2. Juli 1886 sah daher den Impfzwang nicht mehr vor. Im übrigen enthielt es die wichtigsten Massnahmen der Seuchenbekämpfung: Anzeigepflicht, Isolierung der Kranken und Pflegepersonen, Ueberwachung aller Personen, die mit den Kranken in Berührung kommen, Desinfektionen, Regelung des Kranken- und Leichentransportes und des Verkehrs mit ansteckungsverdächtigen Gegenständen. Als gemeingefährliche Epidemien bezeichnete es neben den Pocken die Cholera, die Pest und das Fleckfieber. Durch Bundesgesetz vom 21. Februar 1921 wurde, wie schon hier erwähnt sei, der Bundesrat ermächtigt, das Gesetz auf andere gemeingefährliche Krankheiten auszudehnen und die notwendigen sanitarischen Massnahmen zu treffen, um die Einschleppung epidemischer Krankheiten aus dem Auslande sowie die Verbreitung solcher Krankheiten im Innern des Landes zu verhüten.

Von den vier im Gesetz von 1886 genannten Seuchen hat die Cholera 1854 bis 1855 und 1867 beträchtliche Menschenverluste verursacht, ohne dass sich diese freilich mit den Pestverlusten früherer Jahrhunderte vergleichen liessen. In Basel beispielsweise betrug die Zahl der Todesfälle an Cholera 1854 bis 1855 rund 200, in Zürich etwa 50. Pest und Fleckfieber sind im 19. Jahrhundert nicht mehr als Epidemien aufgetreten. Dagegen dürfen die Einschleppung der Pocken und des Typhus durch die Bourbaki-Armee im Winter 1870/71 und die schwere Grippeepidemie 1889/90 nicht unerwähnt bleiben.

Ueberwunden wurde die Cholera, wie auch Ruhr und Typhus, vor allem durch die Verbesserung der Trinkwasserversorgung und der Abfallbeseitigung in den Städten. Zwar hatte die sanitäre Gesetzgebung der Kantone in der ersten Jahrhunderthälfte einzelne Fortschritte gemacht und auch die Zahl der Aerzte in Stadt und Land beträchtlich zugenommen; die an anderer Stelle geschilderten Verhälnisse in bezug auf die Abfallbeseitigung aber dauerten bis zur Jahrhundertmitte fort und auch die Trinkwasserversorgung war dementsprechend äusserst mangelhaft, da man weitgehend auf das stark verschmutzte Oberflächenwasser angewiesen war. Erst die erwähnten Epidemien der fünfziger und der sechziger Jahre gaben den Anstoss, hier gründlich Wandel zu schaffen.

Auch sonst zeigen sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allenthalben die ersten Ansätze zu der neuzeitlichen, ausgedehnten Sanitätsgesetzgebung der Kantone, die dann im 20. Jahrhundert zur vollen Entfaltung kam. Was den Bund betrifft, so wurden für die Volksgesundheit ausser dem erwähnten Epidemiegesetz von 1886 und dem Bundesgesetz betreffend die Berufsausübung der Aerzte, Apotheker und Tierärzte vom 19. Dezember 1887 vor allem die Artikel 34 und 34 bis der Bundesverfassung von Bedeutung, die die Grundlage für den Arbeiterschutz und die Krankenversicherung bilden.

Aus «Pressedienst Büchergilde Gutenberg»

* Prof. Dr. W. Bickel, Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik, Schweiz. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Spieglein, Spieglein an der Wand . . .

Unser Wort «Spiegel» hat seinen Ursprung im lateinischen «speculum» und ist über das mittelalterliche «speglum» zu uns gekommen.

Der Spiegel wird von der Männerwelt gern als ein in besonderem Mass der Frau dienendes Gerät betrachtet, obwohl es keineswegs eine Frau war, sondern der schöne Griechenjüngling Narcissos, von dem berichtet wird, er sei, als er sein Spiegelbild im Wasser erblickte, in heisser Liebe zu sich selbst entbrannt und habe sich dann an dieser Liebe verzehrt.

Ursprünglich bestand der Spiegel aus geschliffenem Metall, aus Bronze, wohl auch aus Silber und wurde schon früh von Rom aus eingeführt. (Doch kommen auch bereits in römischen Funden Süddeutschlands Glasspiegel mit unterlegter Gold- oder Silberfolie vor.)

Eine umfangreiche Spiegelindustrie besass schon früh Venedig; von dort wanderte sie nach dem aufblühenden Böhmen, war in Nürnberg beheimatet, vom Jahr 1665 an aber war Frankreich für etwa 150 Jahre ihr Mittelpunkt.

Heute herrscht der mit Silber belegte gläserne Planspiegel (der eine völlig ebene Oberfläche hat), im Mittelalter aber finden wir — obwohl es auch damals vereinzelt schon Planspiegel gab, — den gewöhnlich mit Blei- oder Pechfolie belegten Konvexspiegel, der auf der äusseren Seite des Kugelabschnittes poliert war und das Bild des Hineinblickenden verkleinerte und oft auch verzerrte. (Der Hohlspiegel aber ist im Gegensatz dazu ein Konkavspiegel.) Die frühesten Planspiegel wurden mit Zinnamalgam belegt.

Zum eigentlichen Zimmer- und Wandschmuck wird der Spiegel erst im späten Mittelalter, vorher ist er in der Hauptsache in mehr oder weniger kostbaren Rahmen gefasster «Toilettenspiegel», angeblich nur in der Hand der Frau.

So schreibt der durch seinen sprichwörtlich gewordenen «Nürnberger Trichter» bekannte Georg Phil. Harsdörfer im Jahre 1652 in seinem Werk «Der grosse Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte»: «Die Spiegel sind der Schönheit Rathgebere und besprechen sich die Jungfrauen mit denselben, ob die Zierde ihres Hauptes zu Recht steht, ob die Haare gekraust, die Wange beschminkt,» und F. Fuchsmund (Ferd. Gregorovius) behauptet gar: «ja, so weit ist es in jetziger Zeit kommen, dass manche sogar in ihre Bücher, welche sie in die Kirche tragen, Spiegel einbinden lassen.»

Eine gewaltige Rolle spielt der Spiegel als Zaubergerät. So gab z. B. der unter feierlichen Riten aus siebenerlei Metall zusammengeschmolzene Spiegel Salomonis bei Neumond Antwort auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden, die kluge Hexe sieht im magischen Spiegel das Schicksal des sie Befragenden, Faust erblickt im Zauberspiegel der Hexenküche «das schönste Bild von einem Weibe», das «Spieglein an der Wand» kündet Schneewittchens böser Stiefmutter, wer «die Schönste im Land» sei. Heute noch stellen sich wohl die Bauernmädchen in Süddeutschland in den heiligen Nächten mit einer brennenden Kerze in der Hand vor den Spiegel, in dem sie dann ihren Zukünftigen zu sehen hoffen. Von böser Vorbedeutung ist es, einen Spiegel zu zerbrechen, ein von selbst zersprungener sagt einen Todesfall voraus.

Johannes Fischart schreibt 1575 in seinem «Gargantua»: «Am Spiegel ist keine Frau hässlich, keine alt,» (wohingegen der Volksmund behauptet: «Es sei ein Spiegel noch so gut, er macht nicht jung ein altes Blut.»), sowie: «Der Spiegel wird darum nicht dunkler, wann schon ein Schmutzkolb drein sieht.»

Noch manches Wahrwort über den Spiegel findet sich. Da hören wir z. B.: «Vor dem Spiegel stehen, bringt kein garn zu henden», oder «Der Spiegel gibt selten guten Rat», «Besser den Spiegel zerbrechen, als sich selbst anbeten», «Der Spiegel frisst Toren und spuckt Narren aus», «Wenn der Spiegel reden könnte, würde er manchem garstigen Bild seine Torheit vorhalten».

Auch im übertragenen Sinn wird das Wort Spiegel gebraucht; so sagt Luther: «Also sind die zehen gepot ein spiegel, dareyn wir sehen, was wir für leut seyn», Schiller spricht in der «Resignation» vom «hohlen Spiegel der Gewissensangst», Chamisso nennt Hartmann von Aue einen «klaren Spiegel aller Rittertugend» und wir reden wohl vom «Spiegel der Seele».

Vielfältig findet sich der Spiegel als Titel von Büchern lehrhaften Inhaltes. Da haben wir z. B. den «Sachsenspiegel», in dessen Vorrede es heisst:

«spigel der saxen sal diz buch sin genant
wende saxen recht ist hier anbekant
als an einem spigele de vrouwen
ir antlitze beschouwen.»

Weiter den «Schwabenspiegel», das grosse süddeutsche Land- und Lehnrechtsbuch des 13. Jahrhunderts, oder den «Pfaffenspiegel», den «Geschichtsspiegel oder hundert denckwürdige Begebenheiten» (1654) von Harsdörfer, «Spiegel und Regiment der Gesundheit», 1544 in Frankfurt erschienen, ferner das Büchlein «Ehren-, Tugend- und Zuchtspiegel», und viele andere mehr.

Der Waidmann spricht vom «Spiegel» des Wildes (einem weissen Fleck) und der Wildente (glänzender Fleck am Gefieder), der Mediziner benutzt zum Heil der Menschheit den Augen-, Ohren- und Kehlkopfspiegel, der Soldat kennt den Spiegel an der Uniform.

Friedrich Rückert aber kündet von zwei ganz besonderen Spiegeln, wenn er singt:

«Zwei Spiegel sind, worin sich selber schaut mit Wonne
Die hohe Himmels- und die höchste Geistessonne:
Ein Spiegel ist das Meer, von keinem Sturm empört,
Ein andrer das Gemüt, von keinem Drang verstört.»

E. B.

Mahnung zur Vorsicht

Kaum hat die Badesaison begonnen, melden die Zeitungen leider schon wieder Todesopfer zufolge Ertrinkens. Jedes Jahr fordert das nasse Element seine Opfer. Muss das so sein? Nein, denn viele Ertrinkungsfälle könnten vermieden werden, wenn einige elementare Vorsichtsmassregeln beherzigt würden. Insbesondere wird immer wieder vergessen, dass es gefährlich ist, in erhitztem Zustand ins Wasser zu springen. Deshalb sollte man sich vorher sorgfältig abkühlen, sei es durch Abduschen in den Strandbädern oder anderswo durch langsames Annetzen. Man soll nicht mit gefülltem Magen baden. Nach dem Essen warte man in der Regel mindestens zwei Stunden. Auch nehme man eine Zeitlang vor dem Baden und Schwimmen keine alkoholhaltigen Getränke zu sich. Sonnenbäder sollen anfänglich nur von kurzer Dauer sein. Stundenlanges «Sünnele» kann schwere Gesundheitsschädigungen zur Folge haben. Ohrenkranke sollen ihre Gehörgänge durch nicht entfettete, wasserabstossende Watte schützen. Keine Verbandwatte verwenden, weil sie das Wasser aufsaugt.

Baden ist gesund. Jedermann, der sich diesem Sport hingibt, sollte sich aber auch mit den Methoden der Wiederbelebung vertraut machen. Möglichst viele freiwillige Helfer sollten die erprobten Methoden der künstlichen Atmung gründlich erlernen und sie auch anzuwenden wissen. Die erforderlichen Kenntnisse kann man sich in einem sogenannten Samariterkurs, d. h. einem Kurs für erste Hilfe bei Unglücksfällen, erwerben. Auskunft über die Abhaltung solcher Kurse erteilen die 1120 Sektionen des Schweizerischen Samariterbundes oder dessen Zentralsekretariat in Olten. S. S. B.

Bei den Freundinnen junger Mädchen in Lugano

Die Sektion Tessin des schweizerischen Vereins der Freundinnen junger Mädchen hatte zu der alle zwei Jahre stattfindenden Generalversammlung nach Lugano eingeladen. Im Hotel Majestic kamen am ersten Tage vorerst die Delegierten aus den Sektionen zu einer Nachmittagssitzung zusammen, von der Nationalpräsidentin Frau de Chambrier, Neuenburg, herzlich begrüsst. Die schweizerische Sekretärin, Fräulein Rindlisbacher, verlas einen ausführlichen Bericht über ihre Tätigkeit in den ersten neun Monaten ihres Wirkens. Wohl kann durch das neue Sekretariat die Arbeit auf nationalem wie auch internationalem Boden gefördert und vertieft werden, doch war es unumgänglich, dass auch dem Problem der Geldbeschaffung volle Aufmerksamkeit der Delegierten geschenkt wurde. Es wurde eifrig darüber diskutiert, ob durch eine Kalenderaktion die nötigen Mittel zusammengebracht werden könnten, da aber noch keine definitiven Beschlüsse gefasst werden konnten, wurde die Frage noch offen gelassen. Bei schönstem Sommerwetter begaben sich die Freundinnen, wohl über 80 an der Zahl, zu den Motorbooten am See, um nach einer genussreichen Fahrt über Campione und Caprino das idyllisch gelegene Gut einer Tessiner Freundin zu erreichen, in dessen Park einige unbeschwerte, unvergessliche Stunden verlebt wurden. Der zweite Tag brachte vormittags die Hauptversammlung, die durch eine französische (Frau de Chambrier) und eine italienische Ansprache (Fräulein A. Eckenstein) eingeleitet wurde. Frau Pfarrer Dubois hielt die kurze Andacht. Die Vertreterinnen der schweizerischen Freundinnenwerke legten ihre sorgfältig verfassten Berichte ab, und es erwies sich erneut, dass die Freundinnen, der neuen Zeit Rechnung tragend, ihre Arbeit modernisiert haben, um den Anforderungen der jungen Mädchen gerecht zu werden. Zum Traktandum Wahlen sei bemerkt, dass der Vorstand für eine weitere Amtsperiode bestätigt und Frau Geiser, Zürich sowie Madame Baudaz, Lausanne, infolge Demissionen neu hineingewählt wurden. Nach dem festlichen Bankett, an dem unter anderem auch Frau Haemmerli-Schindler, Zürich, zugegen war, hatte die Versammlung die Freude, Fräulein Ines Bolla, Vorsteherin der Berufsschule Lugano, über das junge Mädchen des Kantons Tessin sprechen zu hören. Ebenso interessant waren die Ausführungen der internationalen Präsidentin, Fräulein Andrée Kurz, die von der Warte der internationalen Arbeit aus sprach. Ihre Reisen, die sie nach Italien, Deutschland, Frankreich usw. führen, geben ihr den Ueberblick über die Freundinnenarbeit jenseits unserer Grenzen. In Neapel traf Fräulein Kurz die 94jährige Nichte der Gründerin des Freundinnenvereins, Josephine Butler. An der Hauptversammlung war auch eine in Amerika lebende Schweizerin, Frau Margrit Schwarzenbach, anwesend, die nun den Verein als Dame consultative in Lake Success vertreten wird. So ist der Verein der Freundinnen junger Mädchen dabei, eine weltweite, weltumspannende Organisation zum Wohle des jungen Mädchens zu werden. P. M.-G.

Der Frauenstimmrechtstag in Genf

Es war ein guter Gedanke der Genferinnen, ihren «Frauentag» als eine Art Sommerfest inmitten der Farbenpracht blühender Rosen im Park des «Eaux Vives» zu begehen. Die Volkstänze der graziösen Freiburgerinnen in ihren malerischen Trach-

BAHNHOFBUFFET
Inh. Romeo Bern
Zürich

In ZÜRICH Hotel AUGUSTINERHOF
St. Peterstrasse 8 Tel. (051) 25 77 22
In DAVOS-PLATZ Hotel RÄTIA
2 Min. vom Bahnhof Tel. (083) 3 60 21
GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

auch da, Mutter! So einen schönen sah ich noch nicht oft.» Sinnend blieb ihr Blick an den Blumen hangen. Sie drehte die Vase mit sorglicher Hand ringsum und besah das Wunder lange, lange, als nähme sie seine Lieblichkeit ganz in sich auf.

In mir aber stieg erst schüchtern und dann immer stärker und tiefer ein grosses Freuen auf, ein Freuen für die liebe Grossmutter, ein Freuen auch für mich, ich wusste eigentlich nicht warum, aber ich erwog in dem Augenblick, ob ich mich mit Götti Jakobs hinterrucksigem Plan, uns eine Pfingstbraut zu bringen, aussöhnen könnte . . .

Ein Jahr später legten wir der Grossmutter die ersten Pfingstnägeli auf ihr Grab.

Frieda Schmid-Marti.

Ein Hausierer

Es läutet! Sie haben gerade alle Hände voll zu tun, vielleicht die Milch auf dem Herde stehen, die bald zum Kochen kommt, oder einen Braten im Rohr, der ihrer Sorgfalt bedarf. Widerwillig laufen Sie durch den Gang, öffnen das Schiebefensterchen und es entschlüpft Ihnen unwillkürlich der Seufzer: «Ach, schon wieder ein Hausierer!»

Es ist begreiflich, dass wir bei allzu häufigem Hausiererbesuch ungeduldig werden, auch mir ging es früher so und ich konnte oft recht kühl mit einem «Ich brauche nichts!» die Türe schliessen. Zwei Erlebnisse haben mich nun in dieser Hinsicht geduldiger und menschlicher gestimmt, und ich sage mir heute: «Nimm dir die Mühe, auch dem Hausierer ins Auge zu schauen und ihn als einen Menschen zu betrachten, der wahrscheinlich auch lieber eine andere Arbeit verrichten würde, wäre ihm die Möglichkeit dazu geboten.» — Gewiss, es ist hier das Unterscheidungsvermögen ebenso zu üben wie überall im Leben.

Ein mir befreundetes Künstlerpaar, das einen sehr schweren Existenzkampf zu führen hat und in einer Dachwohnung in Zürich lebt, erkrankte letzten Winter an Grippe. Beide mussten das Bett hüten. Es kam eine Frau nur stundenweise zur Hilfe, im übrigen waren die beiden allein. Eines Nachmittags läutete es. Die Frau warf einen Morgenrock über und ging zur Türe, die zur Winde und gleichzeitig zu ihrer Wohnung führt. Als sie öffnete, sah sie einen jungen Hausierer vor sich stehen. Dieser liess die Frau gar nicht zu Worte kommen und pries seine Ware an. Die Frau schüttelte schliesslich den Kopf und als er eine Redepause eingeschaltet hatte, sagte sie: «Lieber Mann, ich brauche nichts, auch kann ich hier nicht so lange stehen, ich bin nämlich krank. Auch müsst Ihr nicht in Dachwohnungen gehen, wenn Ihr etwas verkaufen wollt, am wenigsten zu Kunstmalersleuten. Der Hausierer schaute erst die Frau an, dann streifte sein Blick über die bilderbedeckten Wände des Treppenhauses und er bemerkte: «Ei, so ein Bild möchte ich doch auch einmal.»

«Die Bilder dürft Ihr anschauen, das kostet nichts!» gab die Frau zurück. Und so trat der Hausierer ein. Er kam in die Wohnstube und sah dort auf einem Ruhebett den kranken Mann liegen. «Schöne Bilder haben Sie», sagte der Hausierer, «wenn ich einmal heirate, kaufe ich Ihnen ein Bild ab». Dann, um sich blickend, fragte er plötzlich: «Haben Sie denn keinen Radio?» — «Nein», lächelte der Maler, «es langt nur zum Nötigsten.» Der Hausierer überlegte einen Augenblick, um dann zu fragen: «Dürfte ich Ihnen meinen kleinen Radioapparat für drei Monate leihen? Ich gehe jetzt in einen anderen Kanton hausieren und brauche ihn während dieser Zeit nicht. Der Künstler musste noch manche Woche zuhause das Bett hüten, auch noch als seine Frau wieder gesund war. Schliesslich wurde es notwendig, dass man ihn nach Davos in ein Sanatorium brachte. Solange er jedoch daheim lag, verkürzte ihm das Radio die Krankentage und trug die Welt an sein einsames Lager heran. Nach drei Monaten holte der Hausierer den Apparat wieder ab, er wollte nichts dafür, nicht einmal Dank, es hatte ihm Freude bereitet, zu helfen.

Niemals hätte die Malersfrau dieses Geschenk erwartet, als sie den Hausierer vor sich gesehen; denn als sie ihm geöffnet hatte, dachte auch sie: Ach, schon wieder ein Hausierer!

Im Sommer darauf besuchte ich den jungen Künstler in Davos. In der gleichen Liegehalle mit ihm lag ein junger Mensch, der, wie ich erfuhr, als Mechaniker ausgebildet worden war. Seine jetzt schwere und langwierige Krankheit lässt ihm wenig Hoffnung übrig, einst wieder in seinem Berufe tätig sein zu können. Dies stimme ihn zuweilen recht traurig, denn er sagt sich, es bleibt mir dann nichts anderes übrig, als hausieren zu gehen.

Liebe Hausfrauen, denken Sie, ehe Sie einen Hausierer kurz abfertigen, daran, dass vielleicht ein schweres Schicksal hinter ihm liegt und vielleicht ein noch schwereres vor ihm steht. Vielleicht ist Ihr unfreundliches Wort gerade der Tropfen, der den Krug voll Seelenleid zum Ueberfliessen bringt. Bleiben Sie freundlich und gütig, auch wenn Sie nichts brauchen. Der Hausierer wird mit besseren Gefühlen von Ihrer Schwelle gehen, als es sonst geschähe.

Agnes Lötscher

Erkenntnis

Wenn Wollen nicht zur Tat gelang
— die gross Dir schien —
weil Mittel Dir zum Ziele fehlten,
Dann wende still Dich, froh und ganz
und demutsvoll —
dem Kleinern zu.
So wird erfüllt Dein Leben

ten, die musikalischen Darbietungen der «jüngsten» Akkordeonisten, «la sociale», ein Marionettentheater und last not least eine Kantine mit kalten alkoholfreien Getränken, Glaces und hausbackener Patisserie belehrten die zahlreich Erschienenen, dass die Stimmrechtlerinnen auch das Familienleben durchaus zu schätzen wissen (abgesehen davon, dass der Absatz alles Durstlöschenden der Stimmrechtskasse sicherlich eine ansehnliche, sehr erwünschte Summe eingebracht haben dürfte).

Ansprachen der Journalistinnen Piffaretti und Lavarina und des Deputierten M. Maillard gaben dem lebhaft interessierten Publikum Aufschluss über die Bestrebungen und Ziele der Schweizer Frauenbewegung.

L. M.

Seit Jahren anerkannt und beliebt, dank seiner hohen Qualität und Ausgiebigkeit

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26, Montag, 26. Juni, 18 Uhr. «Kinder helfen Kindern». Kinderlieder zu Gunsten der Ostflüchtlingskinder. Englische, französische, schweizer-deutsche Lieder. Ausführende: Mrs. J. Moore, M Luchsinger und eine kleine Kindergruppe. Einführende Worte von Bettina Hürlimann. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Voranzeige

Der Vorstand der «Kantonal-Bernischen Vereinigung für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde» beschloss in ihrer letzten Sitzung, diesen Herbst erstmals einen Wochenendkurs durchzuführen, dem später weitere folgen werden. Der erste Kurs soll in Herzogenbuchsee zur Durchführung gelangen. Thema: Mitarbeit der Frau in der Gemeinde und bei andern öffentlichen Aufgaben.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Vergeblich sucht man Montag, den 26. Juni, nach einer «Frauensendung» in den Aetherwellen. Dafür hat sich plötzlich als launige Improvisation «Notiers und probiers» ins Mittwochprogramm, um 14.00 Uhr eingeschlichen. Donnerstag, den 29. Juni, berichtet «Die Frauenstunde» um 14.00 Uhr «Von drei nichtalltäglichen Frauenberufen», während sich «Die halbe Stunde der Frau», Freitag, den 30. Juni, um 14.00 Uhr, drei verschiedenen Themen widmet, nämlich «Die Frau über Dreissig», «Was erwartet mich in England» und «Plauderei mit den Hörerinnen».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Rollbett
65/125 cm, massiv, schön, inkl. Wust
Fr. 78.–
Kinderwagen
Kinderbetten
Bettwaren
in schönster Ausführung zu günstigen Preisen

Löwenstrasse
Gerbergasse 7
Tel. 27 74 55

Ferien in Graubünden
Es empfehlen sich die
alkoholfreien Gasthäuser

Arosa Orellihaus Nähe Bahnhof
Chur Rhätisch. Volkshaus beim Obertor
Samaden Alkoholfr. Rest 2 Minuten vom Bahnhof
Andeer Gasthaus Sonne Mineralbäder, Jugendherberge
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe
St. Moritz Hotel Bellaval beim Bahnhof, Jugendherberge
Thusis Volkshaus Hotel Räthia beim Bahnhof, Jugendherberge
Mäßige Preise - Keine Trinkgelder - Aufmerksame Bedienung - Gute Küche Bäder

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL 23 91 07

BAD MAISPRACH
(bei Rheinfelden)
Angenehmer Ferienaufenthalt und Solbadkuren. Ruhige, staubfreie Lage. Selbstgeführte Küche. Eigene Landwirtschaft. Pensionspreis ab Fr. 8.50.
Prospekte durch Fam. Frey

Das Winterthurer Kochbuch
von L. Rilling, L. Weber und E. Thalmann
ist in der siebten ergänzten Auflage (31. bis 35. Tausend) erschienen. Preis Fr. 9.— + Wust. Es ist ein handliches Buch für die Hausfrau und eignet sich gut zu **Geschenkzwecken.**
Es ist zu beziehen im Selbstverlag des Frauenbundes Zwingliplatz 5, Winterthur und in den Buchhandlungen

Berücksichtigt die Inserenten des Frauenblattes

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 25 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon

Zweifel OBSTESSIG
naturrein, mild und bekömmlich

Mosterei Zweifel & Co Zürich-Höngg

Verkaufs-Läden
Aarau, Aarburg, Altstätten, Amriswil, Arbon, Appenzell, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Bischofszell, Brugg, Bözingen, Buchs, Burgdorf, Chiasso, Chur, Delémont, Dietikon, Emmenbrücke, Flums, Frauenfeld, Freiburg, Genf, Glarus, Gränichen, Grenchen, Heerbrugg, Heiden, Herisau, Horgen, Interlaken, Kaltbrunn, Kreuzlingen, Küsnacht, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau, Laufen, Lausanne, Le Locle, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Meilen, Mendrisio, Montreux, Morsingen, Näfels, Neuallschwil, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Ostermundigen, Porrentruy, Reinach, Renens, Rheineck, Rheinfelden, Riehen, Romanshorn, Rorschach, Schaffhausen, Siissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan, Uster, Uzwil, Vevey, Wabern, Wädenswil, Wald, Wallisellen, Wattwil, Weinfelden, Wettingen, Wetzikon, Wil, Winterthur, Wohlen, Yverdon, Zofingen, Zug, Zürich.

Freitag, 23. Juni 1950
MIGROS
«Die Zeitung in der Zeitung»

«Der Feind Nr. 1 der schweizerischen Landwirtschaft und Ständerat Gottlieb Duttweiler!»

Dies ist zu lesen im «Schaffhauser Bauer», vom 10. Juni 1950. Dabei wissen gerade die Schaffhauser Bauern am besten, dass wir Grossabnehmer der Landwirtschaft sind, ohne dass je am Preis gerüttelt wird und die Zahlung jeweils — was nicht allgemeine Uebung ist — sofort erfolgt.

Die Bauern wissen auch, dass wir die bäuerliche Preispolitik nie angegriffen haben — auch den letzten Milchpreis nicht —, obwohl wir überzeugte Konsumentenvertreter sind. Es ist also ein starkes Stück, von «Feind Nummer 1» zu reden, wohlverstanden ein starkes Stück der Bauernführer, die es nicht verwinden können, dass auch die Konsumenten überzeugte und kräftige Vertreter haben.

Es sei ein für alle mal gesagt, dass wir nicht dafür zu haben sind, dem Konsumenten wertvolle Informationen vorzuenthalten, wie z. B., dass die Duroni-Kirschen vom 10. Juni an nicht mehr zur Einfuhr zugelassen wurden oder über die Neapolitaner und ungarische Aprikosenernte und die zu erwartenden Preise.

Unzählige Familien müssen mit dem Rappen rechnen; sie verdienen Vertreter, die ihnen helfen, den Rappen zu sparen.

Unsere Rache für den Anwurf «Feind Nummer 1 der Landwirtschaft» werden wir dadurch nehmen, dass wir erst recht Kirschen, Walliser Aprikosen und Erdbeeren vermitteln.

Die Schreiberlinge des «Schaffhauser Bauer» seien orientiert, dass wir bereits 20% der Walliser Erdbeerenernte kontrahiert haben. Damit sind wir einer der grössten Abnehmer für Walliser Erdbeeren, und wenn sie uns vorwerfen, dass wir den Absatz der Walliser Aprikosen beeinträchtigen, sollen sie sich bei ihren Walliser Kollegen erkundigen. Wir sind dort hochgeschätzt. So haben wir im letzten Herbst dort nicht weniger als 25% (!) der leicht verderblichen Williamsbirnen abgenommen, die nicht mehr placiert werden konnten.

Es kommt uns auf die Meinung der **Bauern selbst** an und nicht auf die ihrer fixbesoldeten Schreiber und Sekretäre. Lieber wäre uns allerdings, mit diesen vernünftig reden zu können, anstatt dass wir künftig immer mehr direkt an den Bauern gelangen müssen.

In demselben Artikel des «Schaffhauser Bauer» wird in anderem Zusammenhang geschrieben:

«...dass nicht die geringste Aussicht auf eine Erhöhung des Zolltarifs besteht, wenn die Bauern nicht mit **andern Mitteln** den Herren im Departement Rubattel auf den Leib rücken. Wenn sie nicht mit ihren **harten Fäusten** dafür sorgen, dass die Grenzen endlich gesperrt werden...»

Wir anerkennen den schweren Kampf, den die Bauern führen. Es gibt aber in der Demokratie nur eine Art «harte Fäuste», nämlich die, die den Stimmzettel in die Urne legen. Da möchten wir die Bauern sehr warnen, die Sympathien der Konsumenten durch so massives Auftreten nicht immer mehr zu verscherzen.

In unserem Fall ist nicht ausgeschlossen, dass wir uns in einem gewissen Moment für die Bauern gegen die Uebermacht der Hochfinanz und Grossindustrie einsetzen werden —

trotz alleml

Unser Zeichen ist die Brücke zwischen Konsument und Produzent. Dieses Zeichen und dieser Geist werden bleiben trotz der unbesonnenen landwirtschaftlichen Presse und der Kurzsichtigkeit gewisser landwirtschaftlicher Führer.

Es ist Zeit, dass wir einmal in Brugg mit einer öffentlichen Versammlung in die Höhle des Löwen gehen, damit sich die Herren einmal Rechenschaft darüber ablegen, wie die Bauern selbst denken.

Abschlag
Getrocknete
Aprikosen, kalifornische
extra schöne, prima als Tourenproviant
Paket 235 g 1.25 ¼ kg **1.33**
(bisherige Packungen werden zu 1.20 ausverkauft)

MIGROS *die frischen* **Qualitäten**

Neu **Meilener Rollen** (Sables), ein feines Gebäck zum Tee
Rolle zu 12 Biskuits 225 g **1.—**
100 g **—.44⁴**

Original-italienische
TEIGWAREN
Spaghetti
Riesen-Makkaroni
Spezial-Röhren
Müscheli
Paket 454 g **—.75**
Kilo **1.65²**
Nach langem Unterbruch sind wir wieder in der Lage, Ihnen von einer der besten Teigwarenfabriken Italiens erstklassige Original-Teigwaren anzubieten.

Für Ferien, Touren und Strand
Dr. Gerns Sonnenschutz-Oel
Flasche zu 75 ccm **1.25**
(inkl. Wust und Luxussteuer)
Dr. Gerns Sonnenschutz-Creme (mätt)
Tube zu 40 g netto **1.25**
(inkl. Wust und Luxussteuer)
Unsere Sonnenschutzmittel schützen Sie zuverlässig vor Verbrennung der Haut und unterstützen die gesunde Bräunung. Beachten Sie bitte die Gebrauchsanweisung.